



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

berettet werden, daß gegen fünf Uhr noch eine andre Dame, „eine entfernte Verwandte“, erscheinen werde, die natürlich nicht zu wissen brauche, welcher Veranlassung er — Seyler — den Besuch Fräulein Rosaliens verdanke. Sie möge deshalb erlauben, daß er sie der andern Dame ebenfalls als eine entfernte Verwandte vorstelle. Die Tochter des kgl. Preussischen Kanzleirats mußte sich nun mit der Unterhaltung Rätchens begnügen, denn Herr Polytarp Seyler schien plötzlich das dringende Bedürfnis zu empfinden, das Arrangement des Schaufensters von Grund auf zu ändern und die Kupferstiche, die bisher auf der rechten Seite gehangen hatten, mit denen auf der linken Seite zu vertauschen. Er war übrigens jetzt bei weitem nicht so aufgereggt wie vor einer Stunde, was vielleicht daher kam, daß er den herben Reizen Rosaliens Geschmack abgewonnen hatte und sich der Hoffnung hingab, Frau Minna Krause möchte ihm weniger gefallen und deshalb von vornherein für ihn nicht weiter in Betracht kommen. Eins wußte er jetzt schon: so pünktlich wie die ehemalige Lehrerin war sie nicht. Fünf war längst vorüber, und noch immer ließ sich in Reichenbachs Hof kein weißes Taschentuch sehen.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Kaiser Wilhelm und König Eduard. Wilhelmshöhe und Bschl. Agitationen für Wahlrechtsreform in Preußen. Herrn Spahns Rheinbacher Rede.)

Der bedeutamen Monarchenbegegnung in Swinemünde sind zwei weitere gefolgt, in Wilhelmshöhe zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm, und in Bschl. zwischen König Eduard und Kaiser Franz Joseph. Schon bei Besprechung der Zusammenkunft in Swinemünde wurde an dieser Stelle hervorgehoben, daß der angekündigte Besuch König Eduards in Wilhelmshöhe im Zusammenhang damit betrachtet werden müsse. Es handelt sich bei allen diesen Zusammenkünften nicht um besondere Abmachungen und Neugruppierungen der Mächte, sondern um freundschaftliche Aussprachen über die gegebne Lage; ihre Bedeutung liegt lediglich darin, daß sie zur Klärung beitragen und als Anzeichen dafür gelten können, daß in der politischen Atmosphäre die Spannungen nachgelassen und die Wolken sich verzogen haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Besuch König Eduards bei seinem kaiserlichen Neffen, so kurz das Zusammensein auch war, entschieden das größte Interesse erregt hat. Es sind nun einmal die beiden Herrscherpersönlichkeiten, die bisher die Blicke der Welt am meisten auf sich gelenkt haben. Auf beide trifft die Erfahrung zu, daß die monarchische Würde immer noch — oder vielmehr eben jetzt — sehr viel mehr bedeutet, als in Verfassungsparagraphen umschrieben werden kann. Es kommt nur darauf an, daß der Träger der Krone ein starkes Gefühl und ein lebendiges Bewußtsein hat für die Regungen der Volksseele, die sich in der Persönlichkeit des höchsten Vertreters der irdischen Gewalt gern spiegeln möchte. Jede Eifersucht auf die feste Sinehaltung der Schranken, die Verfassung und Gesetz dieser irdischen Gewalt gezogen haben, verschwindet gegenüber der volkstümlichen Auffassung des Herrscherberufs, die ganz ihre eignen Wege geht und ihre besondern

Bedürfnisse hat. Diese Erscheinung fällt fremden Beobachtern viel leichter auf als den zunächst Beteiligten; nur wird sie in der Regel falsch gedeutet, denn die Völker kennen sich gegenseitig gewöhnlich recht schlecht. Sie führen alles auf rein persönliche Eigenschaften der Herrscher zurück, was zu einem guten Teil den nationalen Eigentümlichkeiten, dem Charakter und den Einrichtungen des Volkes, dessen feinfühligster Repräsentant der Herrscher ist, zugeschrieben werden müßte. Die Engländer halten Kaiser Wilhelm für einen gewaltigen Autokraten, weil sie von ihrem Standpunkt aus für die Überlieferungen und Eigenheiten der Hohenzollern-dynastie, für die historischen Bedingungen dieses Königtums keinen richtigen Maßstab und kein richtiges Verständnis finden. Es kommt ihnen nicht der Gedanke, daß der Kaiser konstitutioneller ist, als er sich zu geben scheint, und daß der entgegenge setzte Eindruck nur aus einem geschichtlich berechtigten, stolzen Bewußtsein innerer Einheit zwischen Fürst und Volk entsteht. Sie kennen unsre staatlichen Einrichtungen und den Geschmack unsers Volkes zu wenig, um zu verstehen, daß der Deutsche trotz der leidigen Gewohnheit des Raisonierens und Kritifizierens gerade Freude daran empfindet, daß der Mann, der an der Spitze des Reiches steht, sich auch dieser Stellung entsprechend fühlt und nicht nur ein Abstraktum, eine Idee, einen staatsrechtlichen Begriff darstellt. Die Engländer meinen nun, das deutsche Volk sei unfrei, ganz dem persönlichen Willen des Kaisers anheimgegeben, und dieser Gedanke, daß ein großes, militärisch geschultes Volk ganz einer einzigen, starken, impulsiven Persönlichkeit ausgeliefert sei, peinigt sie und erfüllt sie mit Mißtrauen. Das selbe aber, was sie an unserm Kaiser nicht recht begreifen können, finden sie an ihrem eignen König ganz natürlich und selbstverständlich.

Mit König Eduard geht es uns Deutschen im Grunde ganz ähnlich. Zweifellos hat er einen ungewöhnlichen politischen Einfluß und erfreut sich einer persönlichen Macht, wie sie seit zweihundert Jahren kein englischer König besessen hat, obwohl die geschriebnen Gesetze und die bestehenden Einrichtungen des Landes seitdem kein Fota den Kronrechten hinzugefügt haben, im Gegenteil der bewußte Genuß der Volksfreiheit und das entschiedne Streben, die Schranken der Königsgewalt aufrecht zu erhalten und womöglich zu verengen, eher eine Zunahme erfahren hat. Das Geheimnis liegt darin, daß König Eduard eben ganz und gar ein König nach dem Herzen der Engländer ist, der geborne Repräsentant des englischen Volkes mit seiner ganzen Eigenart und seinen Traditionen. Was der anerkannt erste Mann in einem Großstaate mit Jahrhunderte alten Traditionen wirklich vermag, hängt eben nicht von geschriebnen Satzungen ab. Wir sehen wohl diese auffallende Tatsache des außerordentlichen persönlichen Einflusses, den ein englischer König ausübt, aber der Durchschnitt unsrer öffentlichen Meinung erkennt zu wenig, wie dieser Einfluß zustande kommt. Man sieht persönliche Neigungen und Stimmungen, wo der König doch nur der vielleicht zu geschäftige Mandatar der englischen Interessen ist.

Aber so wie die Dinge nun einmal liegen, wo die Persönlichkeiten der beiden Herrscher so sehr im Vordergrund stehen, und die beiden Nationen alles, was sie gegenseitig beschäftigt und erregt, dem Herrscher der andern auf das persönliche Konto schreiben, hat die Frage der persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen auch wirklich eine Bedeutung erlangt, die geradezu unbegreiflich erscheinen müßte, wenn man die Verfassungen der beiden Länder ansieht. Es hat bekanntlich längere Zeit eine Spannung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard bestanden, die bei dem Unterschiede des Lebensalters, der Verschiedenheit der Temperamente der beiden nahen Verwandten wohl erklärlich war, und die durch gewissenlose Zwischenträgerinnen gelegentlich verschärft wurde. Daß diese Spannung jetzt beseitigt ist, muß im Interesse der Beziehungen zwischen Deutschland und England mit

Freude begrüßt werden, und das ist der zunächstliegende, wichtigste Eindruck der Wilhelmshöher Begegnung.

Was die weitere politische Bedeutung dieser Begegnung und der in sich betrifft, so kommt neben der allgemeinen, den Frieden befestigenden Wirkung vor allem eins in Betracht. In den letzten Jahren deuteten mancherlei Vorgänge darauf hin, daß die alte Gruppierung der europäischen Mächte in Ost- und Westmächte wieder Bedeutung gewonnen hat. Lange Zeit war sie in den Hintergrund gedrängt worden, da der Dreibund und der französisch-russische Zweibund der politischen Lage das Gepräge gaben. Aber die Gegensätze, die in diesen Bündnissen zum Ausdruck kamen, milderten sich; wenn die Bündnisse selbst auch fortbestanden und nach der Ansicht ihrer Teilnehmer nützlich wirkten, so wurde doch durch neue Interessen die Aufmerksamkeit von ihnen abgelenkt, und besonders waren die Verhältnisse im nahen Orient nicht in das alte Schema hineinzubringen. Hier führte die Verschiedenheit der Interessen die beiden Freunde Rußland und Frankreich in verschiedenen Richtungen auseinander, dagegen hielt Rußland es für nützlich, sich mit Österreich-Ungarn zu verständigen, und Deutschland hatte das durch seine Lage und durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn gegebene natürliche Bestreben, den beiden Kaiserreichen als Rückhalt zu dienen. Daß England in Angelegenheiten des nahen Orients Frankreich näher stand als den Ostmächten, beruhte auf alter Tradition und der bekannten Rivalität in Asien. So bereitete sich schon damals eine Scheidung der Interessen der Ost- und Westmächte vor. Dann kam die Phase der englischen Politik, die zu dem vielbesprochenen „Dreibund der Westmächte“ führte und auf dessen Erweiterung zu einem Vierbund durch den Anschluß Italiens hinarbeitete. Die Erweckung des Anscheins, als ob der alte Gegensatz der West- und Ostmächte in Europa wieder aufleben sollte, scheint jedoch der englischen Politik selbst unerwünscht und unbequem zu sein. Nachdem die bekannten zahlreichen Sonderabkommen Englands mit andern Mächten die vielverzweigten britischen Weltmachtinteressen nach Möglichkeit gesichert haben, soll der unangenehme Eindruck beseitigt werden, als wolle England eine den Frieden bedrohende Koalition bestimmter Mächte herbeiführen. Die neue asiatische Politik Englands forderte ohnedies eine Verständigung mit Rußland, und als das geschehen war, wünschte das englische Kabinett offenbar zu zeigen, daß es auch im nahen Orient eine friedfertige Politik treiben wolle, ebenso aber auch, daß dies alles nicht gegen Deutschland gerichtet sei. König Eduard wurde auch in diesen Verhandlungen der geschickte und unermüdete Geschäftsträger der Politik seines Landes. Er benutzte seine Reise zur Kur in Marienbad, um vorher mit dem deutschen Kaiser und mit Kaiser Franz Joseph persönlich zusammenzukommen. Man kann nicht nur hoffen, sondern vielmehr bestimmt annehmen, daß diese vertraulichen Besprechungen zu dem erwünschten Ziel geführt haben und in ihren Nachwirkungen eine weitere Beruhigung in der politischen Lage mit sich bringen.

In der innern Politik ist jetzt vielleicht die stillste Zeit des Jahres, aber ganz ohne irgendwelchen Lärm der Parteikämpfe geht es auch dann nicht ab. Eifrig werden noch immer die Aussichten der Blockpolitik und die künftige Stellung des Zentrums erörtert. Die Liberalen haben durch das vorzeitige Anschneiden der Wahlrechtsreform in Preußen einen Fehler begangen, der jetzt von ihren Gegnern nach Möglichkeit auszunutzen versucht wird. Das hat wenigstens das Gute, daß sich die einsichtigen Liberalen rechtzeitig von dieser „Bewegung“ zurückgezogen haben, die ihnen nur Mißerfolge bringen kann und durch die notwendig daraus folgende Sprengung des Blocks außerdem noch jede Möglichkeit nimmt, sich auch nur die Vorteile zu sichern, die ihnen die Blockpolitik bringen muß. Soviel also auch über die Reform des preußischen Landtagswahlrechts gesprochen und geschrieben werden

mag, recht ernsthaft ist die Sache nicht zu nehmen, denn auch der Sozialdemokratie glückt es nicht, die Massen für diese völlig aussichtslose Sache zu erwärmen.

Unterdessen hat Herr Spahn in einer politischen Versammlung zu Rheinbach eine Rede gehalten, die den Kombinationspolitikern einige Rätsel zu raten gibt. Er hat von der Notwendigkeit gesprochen, im nächsten Etat einen Mehraufwand von 65 Millionen für Heer und Flotte zu bewilligen. Alles soll natürlich in geziemendes Erstaunen geraten über die Sachlichkeit, Uneigennützigkeit und opferwillige Vaterlandsliebe einer Partei, die der Reichskanzler unter der offenbar ganz falschen Anschuldigung, notwendige Mittel verweigert zu haben, von sich gestoßen hat. Das könnte ja zunächst nur komisch wirken, wenn es nicht Anlaß zu allerlei Kopfzerbrechen gäbe, was Herr Spahn damit eigentlich bezweckt hat. Gewiß hat er nicht gegen seine persönliche Überzeugung gesprochen; er hätte wohl am liebsten schon im Dezember 1906 alles bewilligt, was die Regierung haben wollte, und einem Manne wie Herrn Spahn mag es sauer genug geworden sein, sich unter das Joch des Herrn Erzberger und seiner Demagogengarde zu beugen. Aber nach allem, was geschehen ist, kann er jetzt nicht so naiv sein, zu glauben, daß man in seinen letzten Äußerungen bloß das Bedürfnis, seine Meinung zu sagen, erkennt. Ebenso wenig darf man annehmen, er habe das gesagt, um sich der Regierung wieder zu Gnaden zu empfehlen, oder gar — so weit versteigt sich die mißtrauische Kombinationsjucht nicht — weil sich die Regierung bereits insgeheim mit ihm verständigt habe. Nein, solche kindliche Politik treiben Regierung und Zentrum denn doch nicht! Aber allerdings mag Herr Spahn auf die Gespensterfurcht mancher nationalen Kreise spekuliert haben, die, wie er richtig annahm, sich sofort regen mußte, wenn aus dem Munde eines Zentrumsführers eine anscheinend regierungsfreundliche Äußerung fiel. Und der kluge Herr wußte sehr genau, daß es niemals Schaden konnte, diese Furcht in dem Augenblick anzuregen, wo die Liberalen mit ihren Erörterungen über das preußische Wahlrecht die Konservativen besonders verstimmt hatten, und wo die extremen Elemente im konservativen Lager sehr stark an dem Block zu rütteln begannen. Den Konservativen sollte zu Gemüte geführt werden, daß das Zentrum nach wie vor bündnisfähig sei, wenn die Liberalen einen zu hohen Preis für die Blockpolitik forderten, und daß zur Not die Liberalen entbehrt werden könnten, ohne die nationalen Forderungen für Heer und Flotte zu gefährden. Also auch dies ein Blocksprengeversuch in optima forma! Demgegenüber wird es notwendig sein, erst recht an der Blockpolitik festzuhalten, wie es die einsichtige Mehrheit der Konservativen und der Liberalen auch zu tun gewillt ist.

Bayrische Verkehrsmisere. Es vergeht jetzt kaum ein Tag, wo man nicht in der süddeutschen Presse Klagen und Beschwerden über die Rückständigkeit der bayrischen Verkehrseinrichtungen und des Eisenbahnwesens zu lesen bekommt. Man macht der Verwaltung den Vorwurf, daß sie zu bürokratisch organisiert sei, vor dem beständig wachsenden Fremdenverkehr ratlos dastünde und zu wenig Verständnis für die Forderungen der Zeit habe. Die Klagen sind nicht unbegründet. Norddeutsche Reisende, die über München in die Alpenländer zu fahren pflegen, haben leider auch die Erfahrung machen müssen, daß in den verkehrsreichen Monaten die Zustände, namentlich auf dem Münchner Bahnhof, von Jahr zu Jahr bedenklicher geworden sind; man merkt in der Tat keine Fortschritte in der sachgemäßen Leitung und Behandlung des Reiseverkehrs. Oft stauen sich auf dem Münchner Bahnhof die Fahrgäste zu Hunderten vor den engen Einlastüren des eisernen Gitters, und wenn diese dann geöffnet werden, pflügt ein geradezu

lebensgefährliches Drängen, Schieben und Stoßen zu entstehen, da unter den Reisenden die Ansicht verbreitet ist, daß wer sich nicht früh genug einen Sitzplatz erkämpft habe, selbst in der zweiten Klasse während der Fahrt stehen müsse. So standen auch wir Mitte August vor dem Gitter in einem solchen fürchterlichen Gedränge Hundertter von Menschen, die den Mittags Schnellzug nach Dresden, Leipzig oder Berlin benutzen wollten. Plötzlich, etwa fünfzehn Minuten vor Abgang des Schnellzugs, lief ein Sonderzug ein, und — man sollte es nicht für möglich halten — die beiden Unterbeamten, ein höherer war nicht zu sehen, dirigierten den ganzen Strom der herausflutenden Sonderzügler durch die beiden für den Schnellzug bestimmten Eingangstüren, und die Unglücklichen mußten sich nun durch die wie eine Mauer dastehende wartende Masse Bahn brechen, was empörende Szenen zur Folge hatte, sodaß es mit der staunenswerten Lammesgebuld des malträtierten Publikums nun doch zu Ende war, und sich die Entzündung über eine solche Mißhandlung der Reisenden in der schärfsten Tonart äußerte. Kaum hatte sich der letzte Reisende des Sonderzugs durch die Menge durchgearbeitet, was bei den vielen Alpenstöcken, Eispickeln und Steigeisen nicht ohne Risse und Schrammen abgehen konnte, so stürmten die Schnellzugsreisenden durch die beiden Pforten, rannten die beiden Beamten über den Haufen, sodaß von einer Kontrolle der Fahrkarten, vor allem der zeitraubenden Rundreisescheine, gar keine Rede sein konnte, und stürzten, da nur noch wenig Minuten Zeit war, auf den Bahnsteig. Zu allgemeinem Erstaunen sahen sie aber, daß der schon in zehn Minuten abzulassende Schnellzug noch gar nicht rangiert war, und daß mir einige Wagen ohne Lokomotive dastanden. Diese Wagen waren natürlich sofort bis auf den letzten Platz besetzt, und für die übrigen nach Hunderten zählenden Reisenden mußten nun erst die nötigen Wagen herangeschoben werden, wodurch der Schnellzug schon in München eine Verspätung von dreißig Minuten bekam. Da die meisten Wagen keine Tafeln mit der Aufschrift des Endziels hatten, so stürmten natürlich — denn jetzt mußte alles hurtig gehn — alle Reisenden durcheinander, Dresdner, Thüringer, Leipziger und Berliner in die Wagen. Die Folge davon war, daß auf einer andern Station wieder umgestiegen werden mußte, und da dort noch ein neuer Wagen durch Arbeiter langsam herangeschoben wurde, so kam der Schnellzug schließlich mit der Verspätung von fast einer Stunde in Leipzig an. Die Hauptschuld an dieser Verschleppung trägt die mangelhafte Organisation auf dem Münchner Bahnhofe. Schon hier hätten die Reisenden nach ihrem Endziel gruppiert und untergebracht werden müssen; an den Einlaßtüren müßten Tafeln angebracht werden mit der Aufschrift: Durchgang für Reisende nach Berlin usw. Es würde durch diese Maßregel wenigstens den empörenden Szenen etwas vorgebeugt werden. Man sollte meinen, daß ein Schnellzug mindestens zwanzig Minuten vor der Abfahrt fertig rangiert dastehn müßte; über die Zahl der Reisenden hat sich die Verwaltung selbstverständlich rechtzeitig Klarheit zu verschaffen. Die Klagen der süddeutschen Presse über die Verkehrsmisere findet deshalb bei allen Reisenden ein volles Echo; da diese Klagen aber schon Jahr für Jahr erhoben worden sind, trotzdem aber keine genügende Abhilfe geschafft wird, so kann man den Reisenden in die Alpen nur den Rat geben, in der Hauptreisezeit die bayerischen Bahnen und namentlich den Münchner Bahnhof möglichst zu meiden und andre Bahnen für ihre Fahrt nach den Alpenländern zu benutzen.

Der englische Zensor. Daß England bei allen vielgerühmten freiheitlichen Einrichtungen einen ganz gehörigen Rest alter überlebter Kulturformen auch noch heutzutage mit sich fortzuschleppt, weiß jeder, der in England gelebt und die mannigfachen Widersprüche genügend beobachtet hat, die sich zwischen Form und Inhalt

bei Hofe, im Parlament, in der Verwaltung, in Kirche und Schule auf Schritt und Tritt verraten. Einer der merkwürdigsten Perückenstücke, die noch gegenwärtig eine Rolle spielen, zuweilen wie ein Schreckgespenst in die Höhe fahren und dann auf das frische, pulsierende Leben geradezu lähmend einwirken, ist der Theaterzensor, Examiner of Plays. Die Kontrolle der Bühnenstücke und der Theateraufführungen ist in England nicht Sache der Polizeibehörde, wie in andern Ländern, sondern gehört zu den Aufgaben des Hofmarschalls, der den Titel Lord Chamberlain führt. Da dieser Herr nicht wegen seiner literarischen und künstlerischen Vorzüge ein solches Hofamt erhält, muß er noch einen Hofbeamten anstellen, der die von den Theaterdirektoren eingereichten Bühnenstücke zu lesen und zu begutachten hat. Auf Grund eines solchen Gutachtens entscheidet dann der Lord Chamberlain, ob das Stück aufgeführt werden darf oder nicht. Eine höhere Instanz gibt es nicht. Dieses absolutistische Privilegium, das zu der parlamentarischen Regierungsform wie die Faust aufs Auge paßt, ist eine merkwürdige Erscheinung. Schon zur Zeit der Königin Elisabeth hat es in der Gestalt des Master of the Revels, einer Art von Zeremonienmeister, einen solchen Zensur gegeben, und durch die ganze Geschichte der englischen Bühne geht, wie Watson Nicholson in seinem Buche *The Struggle for a Free Stage* (London, 1907) nachgewiesen hat, ein beständiges Klageklage über die tyrannische Wirtschaft des Zensors, der sich jederzeit durch sein Amt eine hübsche Einnahme zu verschaffen wußte. Schon 1833 wies Bulwer in seinem Vorschlage zu einem Theatergesetz (*Dramatic Performances Bill*) auf die Überflüssigkeit und Schädlichkeit eines Zensors hin; der einzige wahre Zensur der Zeit sei der Geist der Zeit, das Publikum und die Presse seien bessere Kunstrichter als ein Hofamt stehender Ignorant und Pfücher. Im Jahre 1843 wurde die Gründung neuer Bühnen in London durch die *Theatre Regulation Bill* zwar freigegeben, aber die Obergewalt über die Stücke und damit das Schicksal der dramatischen Literatur blieben doch in der Hand des Hofbeamten, der seltsamerweise keiner Behörde, auch nicht dem Parlament für seine Maßregeln verantwortlich war. Es ist klar, daß bei den Entscheidungen des Zensors viele Mißgriffe vorkommen mußten. Besondere Entrüstung erregte in diesem Jahre das Verbot, die Operette „Der Mikado“ von Gilbert und Sullivan aufzuführen, da sich die in England weilenden Japaner verletzt fühlen könnten. Die englische Kritik wußte anfangs nicht recht, was sie zu dieser sentimentalischen Rücksicht sagen sollte; erst als sich die Japaner selbst über dieses Verbot lustig machten, ging der Lärm in der Presse los, und selbst ruhige und vorichtige Zeitschriften, wie *The Academy*, hielten es doch für ihre Pflicht, nunmehr gegen dieses die englische Nation lächerlich machende Verbot zu protestieren und dem Lord Chamberlain sowohl wie dem Zensur gehörig die Wahrheit zu sagen. „Die Aufgabe, darüber zu entscheiden, was auf irgendeinem Gebiete der Moral oder der Kunst zuzulassen oder zu verbieten ist, erscheint fast unlösbar, und das ist tatsächlich ein großes Argument gegen alle Zensurenwirtschaft. Aber wenn diese Pflicht einem Departement übertragen wird, das keine Kenntnis von dem vorliegenden Gegenstande und kein Interesse daran hat, so muß das Ergebnis unvermeidlich zu einer heillosen Verwirrung führen.“ In den letzten Jahren hat der englische Zensur die Aufführung folgender Stücke untersagt: *Monna Vanna* und *Sister Teresa* von Maeterlinck, *Ghosts* (Gespenster) von Ibsen, *La Città Morte* von d'Annunzio, *The Cenci* von Shelley, dreier Stücke von Brieux: *The Three Daughters of M. Dupont*, *Maternité* und *Les Hanneçons*, ferner *Mrs. Warren's Profession* von Bernard Shaw und *Salome* von Oskar Wilde. Als Grund für die Ablehnung von *Monna Vanna* wird angegeben, der Zensur habe in der Regiebemerkung anstatt *nue sous un manteau* gelesen *nue sans un manteau*, er sei darüber heftig errötet und habe die Aufführung untersagt.

Stoffe, die aus der Bibel entlehnt sind, dürfen nach den alten Grundsätzen des Zensors überhaupt nicht auf die Bühne gebracht werden — ein unglaublicher Rest der alten, bornierten puritanischen Weltanschauung. Massenets Oper *Herodias* konnte deshalb erst dann in Convent Garden aufgeführt werden, als alle biblischen Namen geändert worden waren, und man glaubt, daß der Zensor auch nur dann Straußens *Salome* zulassen wird, wenn andre, möglichst moderne Namen in die Rollen eingesetzt werden. Es ist aber zu erwarten, daß sich Strauß zu einem solchen Humbug nicht hergeben wird. Das Verlangen der Musikenthusiasten nach *Salome* ist so groß, daß es in der nächsten Saison offenbar zu einer gewaltigen Agitation kommen wird, bei der hoffentlich der Zensor mit seiner ganzen Puderperücke und seinem wurmförmigen ästhetischen Glaubensbekenntnis aus dem englischen Kunstleben weggefedt werden wird.

Ernst Groth

Zwei altschwäbische Ästhetiker. Mit dem Dichter und Zeichner Reinold und dem Landschaftsmaler Schirmer gehört der Ästhetiker Wischer zu den nun ein Jahrhundert alten. Zweiunddreißigjährig sind diese drei in Rom zusammengetroffen, und Wischers damals in Italien an die nächsten Verwandten und den Freundeskreis der Strauß, Mörike usw. geschriebenen Briefe hat sein Sohn, der Göttinger Kunsthistoriker, soeben als *Büchlein* herausgegeben.\*) Die Ausgabe läßt manches zu wünschen übrig — von den schwäbischen Kraft- und Dialektwörtern Wischers zum Beispiel werden nur die wenigsten erklärt, was *Austätscherles*, *Mödel*, *Genäf*, ein *sturzenes Dfen*, *Kressich*, *ahnd* ist, wüßten wir Nichtschwaben auch gern, und wenn Wischer die Abteilung *Castel-lamare* in einem Buche von sich hätte gedruckt lesen müssen, hätte er wohl einen tüchtigen Fluch losgebrannt —, aber die Briefe sind trotzdem unterhaltend zu lesen, für den Laien wegen ihres Humors, für den historisch Gebildeten auch wegen des Zeitkolorits, d. h. der Wende von Jean Paul zu dem Realismus gegen 1870 hin. Wischer schreibt zwar einmal nach Hause, die schönsten Stellen aus Goethes Briefen aus Italien summten ihm immer in den Ohren, dabei erscheint er aber unwillkürlich mehr als ein Schoppe in Italien, und mit derselben Sentimentalität wie Albano die von seiner Ziehschwester *Rabette* gestickte Briefftasche holt der junge Tübinger Professor die ihm von seiner Schwägerin gestickte zu seiner eignen Überraschung in Italien aus dem Rocke.

In andern Sinne darf der lebende Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler, ein altschwäbischer Ästhetiker genannt werden. Er erfreut uns in seinem neuesten Buche\*\*) als feinsinniger Führer auf einer Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten, lehrt uns den Zauber des Freiburger Minsterturmes kennen, betrachtet mit abgeklärt katholischem Verständnis Rubens als religiösen Maler, Raffaels *Madonnen* und das *Sposalizio* und *Thomas von Aquin* als Gegenstand der mittelalterlichen Malerei — immer mehr den Gefühls- und geistigen Inhalt als das eigentlich sehbbare darlegend — und macht schließlich gegenüber der schlimmen Gegenwart seinem Herzen Luft in einer liebenswürdigen, auch anmutend illustrierten *oratio pro laetitia*.

\*) Briefe aus Italien von Friedrich Th. Wischer. München, 1907.

\*\*) Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler. Freiburg i. Br., 1906.

